

Der Turmbau zu Hamburg

Eine Stadt will hoch hinaus. Architekten wagen den ganz großen Wurf. Ein Baukonzern wittert Prestige und Profit. Dann geht alles schief. Mittlerweile verschlingt die ELBPILHARMONIE eine halbe Milliarde Euro. Bericht aus dem Inneren eines Irrsinnsprojekts

Stephan Maus, stern, 04.04.2012

Hamburg-Rotherbaum, großzügige Altbauwohnung, Quadratmeterpreis in dieser Lage bis zu 8000 Euro – darum geht es in dieser Geschichte: verkaufte Stadtflächen, Preise, Lage, Lage, Lage und die Politik dahinter. Zu Hause bei den geistigen Eltern der Elbphilharmonie. Kaffeetrinken bei Jana Marko und Alexander Gérard. Die schwärmerische Kunsthistorikerin und der renditebewusste Immobilienentwickler. Elbphilharmonie: von Anfang an eine leidenschaftliche Beziehung von Kunst und Kapital. Dieses ungleiche Paar war es, das die Schweizer Architekten Herzog & de Meuron 2001 zu dem spektakulären Entwurf anregte. Im Juni 2003 stellten sie das Projekt der Öffentlichkeit vor.

Alexander Gérard erinnert sich: „Zehn Tage vor der Pressekonferenz erhielten wir von Herzog & de Meuron das Modell der Elbphilharmonie. Wir waren damit zuerst beim obersten Denkmalschützer, Professor Hannemann. Der hatte Tränen in den Augen und sagte: „So stelle ich mir den Umgang mit historischer Bausubstanz vor.““

Das Modell. Holz. Damit fing der Wahnsinn an. Tränen der Begeisterung. Alle wollten die Glaswooge auf dem Kaispeicher A, den Werner Kallmorgen 1966 auf 1111 Stahlbetonpfeilern in den Elbschlick gestellt hatte. Geschlossen stimmte die Hamburger Bürgerschaft für das Projekt.

Magie des Modells. Nun steht dieses Objekt der Begierde auf dem Kaffeetisch. Vielleicht vier Sachertorten groß.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Preis des Begehrens sind Millionen. Genauer: 500 Millionen Euro Gesamtkosten. Davon mindestens 323 Millionen für die öffentliche Hand. Bis jetzt.

Ursprünglich sollte die Elbphilharmonie 241 Millionen Euro kosten, davon 117 Millionen für den Steuerzahler. Das bedeutet einen Anstieg um mehr als 100 Prozent.

Die Stadt Hamburg und das Bauunternehmen Hochtief prozessieren gegeneinander. Baustopp seit November 2011 wegen Zank um die Dachstatik. Wann es weitergeht, weiß keiner. Ursprünglich sollte das Gebäude 2010 fertig sein. Nun übergibt Hochtief frühestens November 2014 die Schlüssel. Kostenexplosion, Terminverzögerung, Gerichtsprozesse: Der Bau der Elbphilharmonie ist ein Lehrstück über politisches Missmanagement von Großprojekten.

Und doch möchte man das Holzmodell hochheben, seinen Duft einatmen, mit den Fingern über seine Kanten gleiten.

Das Modell ist leicht zu transportieren. Wichtig. Denn die Elbphilharmonie-Erfinder Gérard und Marko zogen damit durch die ganze Stadt. Bereiteten ihre Pressekonferenz vor. Begeisterten Entscheider und Multiplikatoren. „Wir waren emotionale Hausierer“, erinnert sich Marko.

Die Elbphilharmonie war ihr erstes gemeinsames Projekt. Ich bau dir ein Schloss – wie im Märchen. Es war, als hätte der Immobilienmann der Kunsthistorikerin zeigen wollen, dass er mehr kann, als mit Bürobauten Rendite zu machen. Jana Marko ist auch ein wenig stolz, Gérard mit der gläsernen Woge in die Wunderwelt der Kunst gespült zu haben. Seitdem entwickelt er keine Gewerbeimmobilien mehr.

Vor der Elbphilharmonie hatte Gérard das Hanseatic Trade Center entwickelt, trister Büroblock, wenige Meter vom Kaispeicher A entfernt. Damals wollte die Stadt an der Stelle von Kallmorgens Zweckbau noch ein Medienhaus errichten lassen. Das hätte noch mehr Bürofläche in der Hafencity bedeutet, noch mehr Konkurrenz für Gérards Handelscenter. Dann schon lieber eine kulturelle Nutzung des Speichers. Auch dieser Gedanke dürfte die Idee vom Konzerthaus befeuert haben. Kultur würde das ganze Umfeld aufwerten und die sterile Hafencity attraktiver machen. Kultur als Immobilienveredelung. Cherry on the cake.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schon im Dezember 2001 waren Gérard und Marko zu Jacques Herzog nach Basel gereist. Gérard und Herzog hatten zusammen in Zürich studiert. Inzwischen leitete Herzog mit Pierre de Meuron eines der bekanntesten Architekturbüros der Welt. In der Bibliothek von Herzog & de Meuron reichte Gérard seinem Studienfreund ein Foto des Speichers. Vielleicht eine Idee, wie man diesen Bau kulturell nutzen könnte? Konzerthaus am besten. Energisch zeichnete Herzog dem Backsteinquader eine Glaskrone. Die Elbphilharmonie war geboren.

Eineinhalb Jahre planten Gérard und Marko den Konzertsaal. Reisten um die Welt, sprachen mit Intendanten großer Konzerthäuser. Los Angeles, Amsterdam, Paris. Renommierobjekte voller Planungsfehler. „Da müssen Sie die Kesselpauken über Treppenfluchten wuchten“, sagt Gérard.

Am 26. Juni 2003 gaben Gérard und Marko endlich ihre Pressekonferenz. Die emotionalen Hausierer hatten gute Vorarbeit geleistet: kollektive Euphorie. Die gebaute Klangwooge sollte Hamburgs neues Wahrzeichen werden. „Schlafende Schöne“ hatte Altkanzler Helmut Schmidt seine Heimatstadt genannt. Hamburg wollte nicht mehr schlafen. Erst ein Jahr zuvor hatte der Hamburger CDU-Senat seinen neuen Leitspruch entwickelt: „Metropole Hamburg – Wachsende Stadt“. Wirst schon sehen, Berlin.

Die öffentliche Begeisterung ließ den Senat umschwenken. Plötzlich hieß es: Konzert- statt Medienhaus für das beste Grundstück der Stadt. Die Stadt unterstellte die Projektkoordination ihrem Mann für heiße Eisen: Hartmut Wegener. Der hatte die Airbus-Werkserweiterung in Finkenwerder an der Elbe vorangetrieben, ein Kampf gegen elf Meter tiefen Schlick, Umweltschützer und widerspenstige Bauern. Wer Schlick kann, kann auch Konzert.

Keine sechs Monate, und Wegener hatte Gérard und Marko aus ihrem Projekt gedrängt. Das macht neugierig. Wir treffen den Strippenzieher in seinem alten Revier: St. Pauli Landungsbrücken, Hafen-Klub. Fester Händedruck, blitzende Augen. Klein, kompakt. Bulldozer. Klubmitglied Wegener ist stolz, hier noch ein Separee zu bekommen. Bisschen Glanz aus der Zeit, als er hier ein und aus ging, um mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bauunternehmern, Architekten und Politikern seine Geheimverhandlungen zu führen. 2008 entließ ihn Ole von Beust, damals der Bürgermeister.

Tee wird serviert, dann schließt sich die Tür. Wegener gerät sofort ins Schwärmen. Elbphilharmonie. Sein Bau: „Ohne mich wäre das Projekt nicht realisiert worden. Es wäre nichts als ein schönes Bild von Herzog & de Meuron, präsentiert von Herrn Gérard. Es hätte die Stadt über die Vorlaufkosten viel Geld gekostet, dann wäre es zu Ende gewesen. Die Welt hätte sich totgelacht über eine Stadt, die gerne mal in der ersten Liga spielen wollte, es aber nicht geschafft hat.“

Die Welt soll nicht lachen. Hamburg, meine Perle, du sollst strahlen. Gönn dir was, Pfeffersack. Leg deiner Frau einen Pelz um und führ sie ins Konzert.

Nachdem Wegener die Philharmonie-Erfinder mit drei Millionen Euro abgefunden hatte, ließ er den Bauauftrag ausschreiben. Und obwohl die Architekten mehrfach gewarnt hatten, ihre Pläne seien noch nicht vollendet, vergab Wegener das Projekt an Hochtief. Vertrag, Kostenkalkulation und Terminpläne stützten sich auf unfertige Entwürfe. Die Planungen wurden parallel zum beginnenden Bauprozess weitergeführt. So kam es zu fortwährenden Änderungen, die die Kosten explodieren ließen.

Wegener gibt zu, die Risiken der unfertigen Pläne unterschätzt zu haben. Zu sehr habe er auf Kooperation gesetzt. Hatte man sich nicht noch immer einigen können, sobald Beton geflossen war? Wegener ist überzeugt, dass Hochtief seine Unterlieferanten verloren hätte, wäre zwischen Ausschreibung und Baubeginn noch mehr Zeit verstrichen. Dann hätte das ganze Verfahren von vorn begonnen: „Es war damals eine der Weichenstellungen, an der das Projekt hätte abstürzen können. Hätte man noch einmal eine Ausschreibung machen müssen, wäre sie in die politische Diskussion der Bürgerschaftswahl 2008 geraten. Das Projekt wäre tot wie ein toter Fisch gewesen.“

Bloß keine Diskussion. Das Projekt wurde im Klub-Separee vorangetrieben. Hinterzimmerentscheidungen sind der Fluch aller Großprojekte. Aus Angst vor Protesten verheimlicht die Politik Kosten und Risiken ihrer gigantomanischen Bauvorhaben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein ebenso großer Fehler wie die frühe Auftragsvergabe war das Vertragsmodell, das Wegener wählte. Die Architekten wurden als Generalplaner engagiert. Sie sind nicht nur für die kreative Entwurfsplanung zuständig, sondern überwiegend auch für die technische Ausführungsplanung, also die Realisierung ihres Entwurfs. Hochtief wurde als Generalunternehmer verpflichtet, ist also für die schlüsselfertige Übergabe des Gebäudes verantwortlich, aber in diesem Fall auch für einen Teil der Ausführungsplanung. Generalplaner und Generalunternehmer stehen jeweils nur bei der Stadt in der Pflicht. Zwischen Hochtief und den Architekten gibt es keine rechtliche Verbindung.

Durcheinander im Dreieck: Die Stadt steht als überforderter Moderator zwischen zwei Vertragspartnern mit gleichen Rechten, aber unterschiedlichen Interessen. Sehen sich die Architekten der reinen Schönheit verpflichtet, will Hochtief nur rentabel bauen.

Kaum war die Stadt Herr über das Projekt, wurden die Pläne radikal verändert. In nur drei Monaten wuchs die Gesamtfläche des Gebäudes um 42 Prozent an. Die Elbphilharmonie wurde nicht nur aufgebläht, sondern wandelte sich zum durch und durch elitären Projekt. Die ursprüngliche Planung hatte im Kaispeicher noch Ateliers für Off-Kultur vorgesehen. Wo früher Kakao lagerte, sollte sich der „kreative Humus der Elbphilharmonie“ ausbreiten, so Jana Marko. Heute nimmt ein Parkhaus den größten Teil des alten Speichers ein. Wo eigentlich die Off-Szene blühen sollte, parken bald die Limousinen der Hotelgäste und der Luxuswohnungsbesitzer.

Anfangs ließ sich Hartmut Wegener noch vom Stuttgarter Projektmanager Klaus Wolff beraten. Der berichtet von hohem politischen Druck. Das Gebäude sollte zu den 2012 geplanten Wahlen fertig werden. Unter diesem Druck sei eine sorgfältige Planung vernachlässigt worden. Wolff beschreibt Wegener als cholerisch. Es kam zum Bruch. Heute empfiehlt Wolff der Stadt, Hochtief zu kündigen. Die städtische Baubehörde solle das Projekt übernehmen und alle Aufträge an lokale Unternehmen vergeben. Man dürfe sich nicht abhängig machen von internationalen Großunternehmen. „Das sind ja keine Baukonzerne mehr“, sagt Wolff. „Das sind nur noch Anwaltskanzleien mit angeschlossener Bauabteilung.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das bekam die Stadt nun immer mehr zu spüren. Täglich Nachforderungen von Hochtief. Wegener fuhr einen harten Kurs. Bis alles blockiert war. Der Bürgermeister sprach von „verkanteter Situation“. Und entzog Wegener das Vertrauen. Der fasst sein Dilemma zusammen: „Ich kann nicht einen Dreifrontenkrieg führen. Ich kann mich nicht abkämpfen mit Architekten einerseits, die sich nicht an die Kosten- und Zeitvorgaben des Bauherrn gebunden fühlen, und andererseits einem rein profitorientierten Bauunternehmer. Und dann habe ich auch noch den Senat, der mir in mein operatives Geschäft reingrätscht.“

Wegeners Nachfolger Heribert Leutner versuchte 2008 mit dem „Vertragsnachtrag 4“, die verkantete Situation zu lösen. Bausoll und Terminplan wurden neu definiert, basierten jedoch noch immer auf unfertiger Planung. Die strukturellen Fehler des ursprünglichen Vertrags wurden wiederholt. Zusätzlich zahlte man Hochtief eine „Einigungssumme“ von 30 Millionen Euro – umsonst: Einig wurde man sich nie. Dieser fatale Nachtrag 4 regelt noch heute das Verhältnis zu Hochtief.

Was für Menschen arbeiten für den Baukonzern, den der Grünen-Fraktionschef Jens Kerstan 2010 eine „böartige Heuschrecke“ nannte?

Thomas Möller, Chef der Hamburger Hochtief-Niederlassung, empfängt im Baubüro in der Hafencity. Baustellen-Kekse auf dem Konferenztisch. Filterkaffee statt Cappuccino. Möller will gar nicht verhehlen, dass Ästhetik nicht sein Kerngeschäft ist. „Das Gleichgewicht zwischen kreativem Anspruch und bauindustrieller Produktion ist wichtig“, sagt er. „Würde die bauindustrielle Logik dominieren, hätte jedes Gebäude am Ende ein Satteldach und bestünde nur aus Waschbetonplatten. Schlägt aber der Architekt zu sehr durch, wird das Gebäude vielleicht nie fertig. Dieser natürliche Konflikt muss durch einen Bauherrn moderiert und geführt werden.“

Doch die Stadt führt nicht. Noch nie, sagt Möller, hat er für einen so schlechten Bauherrn gearbeitet. Ungesehen die Flut von Planungsänderungen während der Bauphase. Entweder ändert die Stadt selbst oder genehmigt jeden Extrawunsch der Architekten.

Powerpoint-Show Möller jetzt. Thema: Deckenspiegel. So etwas wie ein Grundriss. Nur eben für Decken. Siebenmal seit Projektbeginn seien im Probenbereich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

des Konzertsaals die Deckenpläne geändert worden. Von Standarddecken wechselte der Architekt zu Spezialdecken. Kompliziert zu verlegen. Teuer. Und natürlich alle eigens beschichtet von einem Schweizer Spezialbeschichter, den wieder keiner kennt. Im Probenbereich! Materialwert der Proberaumdecken: zwei Millionen Euro. Störungskosten durch Änderungen: fünf Millionen.

Und immer winke die Stadt alles durch. Über 3500 größere Änderungsplanungen seit Projektstart. Und wer, bitte schön, denkt eigentlich an die Poliere, die das ganze Chaos umsetzen müssen? Möller fällt in dramatisches Tremolo: „Hier haben Poliere gestanden, 42 Jahre bei Hochtief, hartgesottene Typen, mit Tränen in den Augen, in der Hand die ‚Morgenpost‘ mit der Schlagzeile: ‚Alles Schrott!‘“

Möllers Fazit: geniale Architekten, unfähiger Bauherr.

Dunkel wird's über der Hafencity. Im Baubüro macht niemand Licht. Möllers Presseemann wirft weiter Schaubilder an die Wand. Auf dem Gesicht des Hochtief-Chefs flackern Powerpoint-Farben. Einmal gar geht er vor dem Reporter auf die Knie. Von allen Protagonisten der Elbphilharmonie-Saga hat Möller das größte schauspielerische Talent. Er wäre ein guter Heldendarsteller in einer tragischen Oper über die Entstehung des Konzerthauses.

In der Elbphilharmonie könnte man dieses Werk allerdings nicht aufführen. Elbphilharmonie kann keine Oper. Hat weder Orchestergraben noch Bühnentechnik. Elektronisch verstärkte Musik kann sie ebenso wenig. Ist eben eine Philharmonie. Bald einer der zehn besten Konzertsäle der Welt. Von den besten Architekten der Welt.

Die haben ihr Hauptquartier in Basel. Hier bitten Pierre de Meuron und David Koch, Chef des Hamburger Büros, zum Gespräch. De Meurons Höflichkeit ist grundiert mit Verzweiflung. Ist ihm noch nie passiert, dass er nicht weiß, wann ein Projekt fertig wird. Beschämend. De Meuron wehrt sich gegen den Vorwurf, sein Büro verdiene kräftig mit an der Kostenexplosion: „Wir legen massiv drauf“, sagt er. David Koch ergänzt: „Wir haben für die Planung ein Pauschalhonorar vereinbart.“ Das haben sie gut verhandelt: 58 Millionen Euro.

Natürlich lägen die Probleme des Projekts in seinen Anfängen. Natürlich seien die Pläne bei Vertragsunterzeichnung noch nicht reif gewesen. Und natürlich biete das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ganze zu viel Interpretationsspielraum. Aber der werde nun auch weidlich ausgenutzt. „Bei der langjährigen Erfahrung von Hochtief hätte ich erwartet, dass sie das Projekt trotzdem bauen wollen und sich dafür fair und integer einsetzen“, sagt de Meuron. „Aus unserer Sicht nutzen sie die Situation aus. Wir brauchen jetzt Fachleute, die bauen, und nicht noch mehr Juristen.“

Einen gemeinsamen Willen zur Lösung aller Probleme habe es nie gegeben. Bauunternehmer und Architekten sind nun Konkurrenten. Dazwischen eine überforderte Stadt. Wie konnte er sich auf so ein Modell einlassen? „Obwohl es ein anspruchsvolles Vertragskonstrukt ist, ist es umsetzbar“, sagt de Meuron. Und fügt nach einer Pause hinzu: „Allerdings setzt es eine bewusste, starke, fähige, professionelle Bauherren-Vertretung voraus.“

Lange haben sich die Architekten mit öffentlicher Kritik zurückgehalten. Aber nun sei die Unprofessionalität der Stadt nicht mehr zu tolerieren. Noch heute blieben entscheidende Pläne monatelang bei der städtischen Projektleitung liegen.

Sein Fazit: unwilliges Bauunternehmen, unfähiger Bauherr.

Obwohl sich das Vertragskonstrukt als unbeherrschbar herausgestellt hat, ist de Meuron froh, dass die Ausführungsplanung nicht dem Bauunternehmer untersteht, wie sonst üblich: „Würde das Projekt Hochtief komplett unterstellt, gäbe es keine Qualitätssicherung mehr.“

Schrecklich. All diese wundervolle Kunst in den Händen einer Heuschrecke. Doch was ist das eigentlich für eine Architektur? Ascan Mergenthaler, für die Elbphilharmonie zuständiger Seniorpartner bei Herzog & de Meuron, präsentiert einige Projekte bei einer Führung durchs Unternehmen. An den Schreibtischen der Planer lehnen Materialstudien: Lehmziegel, Studien zur Maserung diverser Holzurniere. Der Campus ist Raum- und Materiallabor. Wer bei diesen Forschern eine Bestellung aufgibt, darf sich später nicht wundern, wenn sie mundgeblasene Lampen für ihr Gebäude anfertigen lassen. So geschehen für das Foyer der Elbphilharmonie.

Besonders stolz ist man hier auf den Entwurf der Pariser Pyramide. Der Bürgermeister der französischen Hauptstadt wünschte sich ein Bauwerk, das sein glamouröses Zentrum hin zu den sozial vernachlässigten Vororten öffnen und den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gesichtslosen Stadtring beleben würde. Ein Leuchtturm, der eine neue Perspektive geben würde. Nun also baut Herzog & de Meuron ein Bürogebäude in Form einer 200 Meter hohen Glaspypamide auf die trostlose Grenze zwischen Innenstadt und den verwahrlosten Vororten.

Diese Architekten glauben tatsächlich, mit prestigeträchtigen Leuchtturmprojekten kranke Stadtkörper heilen zu können. Zugegeben: Niemand versteht es so gut wie Herzog & de Meuron, einer Stadt mit einem ikonischen Bau ein Markenzeichen zu geben. Herzog & de Meuron sind heute führend im jahrtausendealten Geschäft der Pharaonenarchitektur.

Doch Pyramiden sind passé. Für Arno Brandhuber, Architekt und Inhaber des Lehrstuhls für Architektur- und Stadtforschung an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, haben Städte heute vor allem eine Aufgabe: Sie müssen soziale, kulturelle und ethnische Vielfalt in jedem ihrer Viertel fördern. Die Elbphilharmonie hingegen treibe soziale Segregation voran, da sich in ihrem Nahbereich dank wohlhabender Hotelgäste, Konzertbesucher und Wohnungsbesitzer eine homogene soziale Situation einstellen werde.

Im Streit mit Hochtief begreifen sich Herzog & de Meuron als Garanten des Schönen, Wahren und Guten. Aber Architektur ist nicht nur gefrorene Musik, wie Schopenhauer schrieb und wie es auch die Elbphilharmonie mit ihrer Glaswooge postuliert. Sondern jedes Gebäude ist auch gefrorene Stadtpolitik. Welche steht hinter der Elbphilharmonie?

Der Stadtsoziologe Andrej Holm von der Berliner Humboldt-Universität sieht die Elbphilharmonie als Symbol einer Entwicklung, die man seit dem Ende der 80er Jahre in Westeuropa und Nordamerika beobachten kann. „Städte errichten spektakuläre Gebäude, die als Visitenkarten im internationalen Standortwettbewerb genutzt werden“, sagt Holm. „Es soll bewiesen werden, dass die Stadt als Unternehmensstandort und als Wohnort für Besserverdienende große Attraktivität hat. Potenziellen Investoren wird signalisiert: „Hier ist ein gutes Investitionsklima. Hier werden spektakuläre Projekte realisiert. Hier kann man mit Immobilieninvestitionen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

viel Geld verdienen.‘ Nun sind steigende Grundstückspreise für die einen Gewinn. Die anderen aber haben mit steigenden Mieten zu kämpfen.“

Tatsächlich geht der Bau der Elbphilharmonie seit Jahren zulasten einer sozialen Wohnungsbaupolitik in Hamburg. So wurde die öffentliche Wohnungsbaugesellschaft Saga in den vergangenen Jahren angehalten, jährlich 100 Millionen Euro in die Stadtkasse abzuführen. Dieses Geld floss in ein Sonderinvestitionsprogramm des Senats, aus dem Großprojekte wie die Elbphilharmonie finanziert wurden. Um diese Summen aufbringen zu können, nutzte die Saga Spielräume zu Mieterhöhungen aus. So trug der Bau der Elbphilharmonie zu Mietsteigerungen für sozial schwächere Haushalte bei.

In einer Stadt wie Hamburg, die von Mangel an bezahlbarem Wohnraum geplagt ist, sind Prestigebauten schwer zu vermitteln. Wer wüsste das besser als Olaf Scholz. Seit 2011 ist er Hamburger Bürgermeister. Die Problembaustelle erbte er von seinem charismatischen CDU-Vorgänger Ole von Beust.

Olaf Scholz versprüht zwar so viel Glamour wie ein Leitz-Ordner. Hat aber im Zweifel sämtliche Aktenordner zu genau dem Problem gelesen, das er gerade vorträgt. Ein hochrangiger Insider des Elbphilharmonie-Projekts beschreibt, wie der Bürgermeister die für das Konzerthaus zuständige Kulturbehörde anleitet: „Scholz führt seine Kulturbehörde im Hintergrund. Er ist einer, der alles mit Verträgen regelt.“

Im nüchternen Bürgermeisterbüro des Hamburger Rathauses sitzt Scholz regungslos in seinem Sessel. „Eine Aussage wie von Herrn von Beust in dem Stil: ‚Glauben Sie, dass es meine Sache ist, mich mit Details zu beschäftigen?‘, werden Sie von mir nicht bekommen“, sagt er. Keine Geste, kein Fußwackeln. Scholz signalisiert: Mein Geist ruht im tagesaktuellen Aktenordner und fällt durchs Griffloch gebündelt auf die Probleme meiner Wähler.

Er sagt: „Wir haben dafür gesorgt, dass der städtische Teil der Verpflichtungen abgeschlossen ist. Seien es Genehmigungen oder Planungsleistungen von der Stadt oder ihren Tochtergesellschaften oder auch des Generalplaners Herzog & de Meuron.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Immerhin: Fünf Jahre nach Baubeginn macht die Stadt ihre Hausaufgaben. Scholz hat sich entschieden, wie ein Unternehmer zu handeln und dabei notfalls bis zum Äußersten zu gehen – der Kündigung von Hochtief.

„Die Stadt muss in der Lage sein, einen anderen Weg zu wählen und diesen dann auch zu gehen. Wer nicht drum herumkommt, muss eben da durch. Das ist ziemlich hart.“

Hart kann er gut gebrauchen. Die Hansestadt hat 25 Milliarden Euro Schulden. Scholz' schwierigste Aufgabe: die öffentliche Meinung wieder für die Elbphilharmonie zu begeistern. Der Bürgermeister steckt in einem Dilemma. Er ist mit einem Programm an die Macht gekommen, das sich auf die Verringerung der sozialen Kluft konzentriert. Also muss er den Hamburgern die Elbphilharmonie als kulturelle Bereicherung für die ganze Gesellschaft schönreden. Das will nicht gelingen. Klassikkonzerte bleiben ein Zeitvertreib gehobener Schichten, selbst wenn der Eintrittspreis bei 15 Euro liegt. Und um das Konzerthaus zu füllen, muss man auf internationalen Tourneezirkus setzen. Der aber hat mehr mit Showbusiness als mit kultureller Bereicherung zu tun.

Zwar will Scholz dafür sorgen, dass jedes Hamburger Kind einmal in seiner Schulzeit ein Konzert in der Elbphilharmonie besuchen kann. Doch welche wunderbare pädagogische Alchemie soll sich dabei in dem Halbe-Milliarde-Bau vollziehen?

Fassen wir zusammen: Hamburg hat sich ein Prunkgebäude für elitäre Kultur aufschwätzen lassen, das die Hansestadt im Wettbewerb der Metropolen attraktiv erscheinen lassen soll. Die Stadt hat dieses Projekt so dilettantisch gemanagt, dass sie Millionen für juristischen Streit, Terminverzögerungen und Planungsänderungen zahlen muss. Die Architekten haben von Anfang an bei diesem teuflischen Spiel mitgespielt, ohne sich gegen einen Vertrag zu sträuben, dessen Fallen sie kannten. Ein Bauunternehmen hat von diesen Fallen profitiert und versucht noch immer, aus den Fehlern der Stadt Gewinn zu ziehen. Die Elbphilharmonie symbolisiert eine Stadt- und Kulturpolitik, die auf die Probleme der modernen Stadt mit Imponiergehabe antwortet und Phänomene wie steigende Mieten und monotone Quartierstruktur noch verschärft.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kein Schicksal symbolisiert die Farce um das Konzerthaus besser als das von Christoph Lieben-Seutter. 2007 wurde der ehemalige Generalsekretär der Konzerthausgesellschaft Wien zum Generalintendanten der Elbphilharmonie und der Laeishalle auserkoren. Seitdem hat er schon zwei Eröffnungsfestivals für die Elbphilharmonie organisiert – 2010 und 2012. Beide musste er absagen. Peinlich bei Stars wie Keith Jarrett, Claudio Abbado und Simon Rattle. Inzwischen plant er nicht mehr. Sondern macht das Programm der zweiten Hamburger Konzerthalle, der für ihre Akustik gerühmten Laeishalle. Die will schließlich auch bespielt werden.

Außerdem versucht er, die Marke „Elbphilharmonie-Konzerte“ an den unterschiedlichsten Orten in der Stadt zu etablieren. Wenn die Hamburger dann gelernt haben, wie schön ein Streichquartett in einem Reeperbahn-Lokal klingen kann, müssen sie zurück in einen langweiligen Konzertsaal.

Lieben-Seutter ist seit fünf Jahren Chef eines Geisterhauses. Das möchte er uns jetzt zeigen. Setzt sich den Bauhelm auf und führt ins Herzstück des Gebäudes: Der 12 500 Tonnen schwere Große Konzertsaal ruht auf 362 Stahlfederpaketen und ist damit in 50 Meter Höhe vom restlichen Gebäude akustisch entkoppelt. Ausgekleidet wird er mit 10000 Gipsfaserplatten, jede nach 3-D- Berechnungen individuell gefräst. Das maßgeschneiderte Relief soll den Klang in jeden Winkel des Saals reflektieren.

Ein frei schwebendes Meisterwerk der Akustik für ein Genre, das es besonders schwer hat in Hamburg. „Die klassische Musik hat die Stadt nicht so durchdrungen wie andere Städte, München zum Beispiel oder Wien“, sagt Lieben-Seutter. „Für mich war es ein Schock, dass auch die namhaftesten Künstler nicht automatisch ihr Publikum finden.“ Rechnet man Elbphilharmonie, Laeishalle und Staatsoper zusammen, kommt man auf 8562 Plätze, die jeden Abend auf die Hamburger Klassik-Freunde warten.

Auf dem Rückweg streikt der Aufzug. Lieben-Seutter kann nichts mehr erschüttern. Er führt hinab durchs Treppenhaus. Immer wieder versperrte Durchgänge. „Ändert sich hier ständig alles“, sagt er ungerührt und nimmt Alternativflure. Diese elegante Gestalt, die in wehendem Mantel durch einen Rohbau voller Stahlgerüste und Absperrbänder eilt, wirkt wie der getriebene Hausherr eines perfiden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Märchenschlosses, in dem sich Türen, Wände und Fenster täglich an neuer Stelle befinden; in dem das Erdgeschoss schon saniert werden muss, während das Dach noch nicht fertig gebaut ist.

Die Schritte verhallen in dem gigantischen Rohbau. Mit ihnen verhallen Schlagworte wie Leuchtturmprojekt und Wettbewerb der Metropolen. Im Schatten des 110 Meter hohen Baus müssen wir an den großen Swjatoslaw Richter denken. Nach Jahren der Wanderschaft durch die besten Konzerthäuser der Welt spielte der russische Pianist am liebsten in einer mittelalterlichen Scheune in der Nähe der französischen Provinzstadt Tours. Nicht in einem frei schwebenden Saal ohne jeden Stützpfeiler. Im Gegenteil: Zahllose Fachwerkbalken versperrten die Sicht auf den Künstler. Aber die Leute strömten herbei, um Richter zu hören, wie er sich Ton für Ton der reinen Schönheit näherte.

Von Richter sind folgende Sätze überliefert: „Lade ein kleines Klavier in einen Lastwagen und fahre raus über Landstraßen; nimm dir Zeit, neue Landschaften zu entdecken; halte an einem schönen Fleck, wo es eine gute Kirche gibt; lade das Klavier ab und sag den Bewohnern Bescheid; gib ein Konzert; verschenke Blumen an die Leute, die so freundlich waren zuzuhören; und dann fahr wieder weg.“